

## Die Wirklichkeit ist wichtiger als die Idee

Sexualität und Geschlechtsidentität in Beratung und Psychotherapie – verbunden mit moraltheologischen Überlegungen

Klaus Baumann

### Abstract

*Beratung und Psychotherapie als Hilfeformen durch Kommunikation ist die Suche nach existentiellen, Veränderung ermöglichendem Erkennen gemeinsam. Der Beitrag stellt interdisziplinär zum einen v. a. psychoanalytische Perspektiven zu Sexualität(en) als Psychosexualität(en) dar, die in die Entwicklung von psychischen Strukturen, Persönlichkeit und Liebesfähigkeit eingebettet sind. Mit Otto Kernberg werden Merkmale reifer sexueller Beziehungen und Liebesfähigkeit skizziert. Zum anderen widmet sich der Beitrag der Herausforderung der Psychosexualität(en) im Kommunikations- und Beziehungsgeschehen von Beratung und Psychotherapie. Auf professioneller Seite sichern Grundhaltungen und Abstrenzung den therapeutischen Rahmen und den psychischen Raum, innerhalb deren geeignete therapeutische Prozesse erfolgen können, welche unbewusste Bedeutungen des sexuellen Erlebens und Verhaltens erreichen und existentielles Erkennen in Therapeutin wie Patient fördern. Auch die Moraltheologie zielt auf das Gelingen menschlichen Lebens und Liebens. Die vier von Papst Franziskus in Evangelii Gaudium vorgeschlagenen Prinzipien fördern ihre interdisziplinäre Reflexion, Würdigung und Verbindung der Kompetenzen und Einsichten von Beratung und Psychotherapie mit Anknüpfungspunkten ihrer eigenen Tradition.*

*Both counseling and psychotherapy are characterized by a search for existential truth which brings about change. In this interdisciplinary paper, referring psychoanalytic perspectives, the field of human sexualities is defined a field of psycho-sexualities which are embedded into the development of psychic structures, personality, and the capacity to love. Criteria of mature sexual relationships and mature love are described according to Otto Kernberg. In addition, this article addresses (some of) the challenges of psychosexualities in the communicative and relational processes of counseling and psychotherapy. By their therapeutic attitudes and abstinence, the professionals protect the therapeutic frame and psychic space which are necessary conditions for useful therapeutic processes in which unconscious meanings of sexual feelings and behaviors can be worked through and which favor the discovery of existential truth both in patients and therapists. Moral theology, too, aims at good life and love. The*

*four principles proposed by Pope Francis in Evangelii Gaudium favor moral theology's interdisciplinary reflection, appreciation and connection of the competencies and insights of counseling and psychotherapy with moral theology's own tradition.*

## 1. Beratung und Psychotherapie

Das Feld von Beratung und Psychotherapie ist durch vielfältige Spezialisierungen geprägt, so dass Beratung und Psychotherapie als generische Oberbegriffe betrachtet werden können. Während Beratung mit sozialarbeiterischer oder pädagogischer Zielsetzung in einem methodischen Sinne zumindest teilweise auch als therapeutisch umschrieben werden kann, wie z. B. in (systemischer) Erziehungs- und Familienberatung (gemäß SGB VIII), ist Psychotherapie grundsätzlich ein heilkundliches Verfahren und eine Leistung in der Krankenversorgung (gemäß SGB V). Abgesehen von Re-Finanzierungsfragen sind die Grenzen jedoch unscharf, je nachdem sogar fließend. Einen für die folgenden Überlegungen besser geeigneten heuristisch strukturierenden Zugriff bildet die Unterscheidung von feldspezifischen Kompetenzen und feldunspezifischen kommunikativen Kompetenzen,<sup>1</sup> die von den Fachpersonen in Beratung und Psychotherapie gefordert sind und mit denen sie sich Rat- oder Hilfesuchenden zur Verfügung stellen.<sup>2</sup>

In diesem Beitrag geht es im Sinne der feldspezifischen Kompetenzen allerdings nicht um spezifische Sexualberatung oder Sexualtherapie. Im Kontext dieses Bandes zu Genderdiskursen in der Moralthologie werden im Folgenden einige grundlegende Aspekte zur Frage der Entwicklung und Dynamik von menschlicher Sexualität und Geschlechtsidentität(en) insbesondere aus psychoanalyti-

<sup>1</sup> Vgl. F. Nestmann/F. Engel/U. Sickendiek (Hrsg.), Handbuch der Beratung, 2 Bde., Tübingen 2004.

<sup>2</sup> Meine bevorzugte bzw. Hauptperspektive ist diesbezüglich von der Psychoanalyse geprägt. Ich bin als Psychologischer Psychotherapeut approbiert, mit der Fachkunde für psychoanalytische Psychotherapie und tiefenpsychologisch fundierte Psychotherapie bei Erwachsenen registriert und in Nebentätigkeit in eigener Praxis tätig.

scher Perspektive dargestellt (3.). Im Sinne der kommunikativen (und damit stets interaktionalen und relationalen) Kompetenzen folgen Ausführungen zum Beziehungsgeschehen in Beratungs- und psychotherapeutischen Prozessen (4.). Ihnen gemeinsam ist – von bestimmten lernpsychologischen Methoden bzw. Verfahren abgesehen –, dass sie existentielles Erkennen und größere Selbsterkenntnis auf Seiten der Hilfesuchenden fördern wollen, um so deren Fähigkeiten, sich selbst zu helfen, zu mobilisieren, freizusetzen und weiterzuentwickeln (2.). Einige moraltheologische Überlegungen schließen den Beitrag ab (5.).

## 2. Beratung und Psychotherapie als Prozesse existentiellen Erkennens

Fragen jedweden menschlichen sexuellen Erlebens und Verhaltens wurden nicht nur zu einem zentralen, viele psychische und soziokulturelle Widerstände provozierenden Element („Grundpfeiler“) der Psychoanalyse bis heute. Sie begegnen auch täglich in verschiedenster Weise in psychologischer Beratung und psychologischer und medizinischer Psychotherapie als Quelle oder betroffene Aspekte von bewussten und unbewussten, innerpsychischen und zwischenmenschlichen Konflikten, Nöten und Belastungen. In ihren verschiedenen Richtungen und unterschiedlichen anthropologischen Vorannahmen gehen psychologische Beratung und Psychotherapie mehr oder weniger – und mehr oder weniger hilfreich (was auch immer dies genauer ist) – auf diese Konflikte und Nöte ein. Gemeinsam sind ihnen in aller Regel eine grundsätzliche Bejahung sexueller Lust und das Ziel, *verantwortliches* lustvolles sexuelles Erleben und Verhalten zu fördern, in der Regel abgekoppelt von der Fortpflan-

Vgl. S. Freud: „Die Grundpfeiler der psychoanalytischen Theorie. Die Annahme unbewusster seelischer Vorgänge, die Anerkennung der Lehre vom Widerstand und der Verdrängung, die Einschätzung der Sexualität und des Ödipus-Komplexes sind die Hauptinhalte der Psychoanalyse und die Grundlagen ihrer Theorie, und wer sie nicht alle gutzuheißen vermag, sollte sich nicht zu den Psychoanalytikern zählen.“, (S. Freud, „Libidotheorie“ „Psychoanalyse“ [1923], GW 13, 211–233, 223). Werke von Sigmund Freud werden angegeben nach der Freud-Bibliographie mit Werkkonkordanz. Bearbeitet von I. Meyer-Palmedo und G. Fichtner, Frankfurt a. M. 1989, und zitiert nach den Gesammelten Werken (GW).

zung. Was dabei als verantwortlich oder als „Liebe“ eingeschätzt wird, kann soziokulturell, nach Therapierichtung, nach individuellen Einstellungen der Therapeutinnen und Therapeuten sowie nicht zuletzt der Klientinnen und Klienten selbst erheblich variieren.

Verbunden mit einem verschieden ausgeprägten ethischen Bewusstsein und von der Rolle ethischer Werteinstellungen auch im Detail prägt alle Psychotherapierichtungen wie die Moralthologie die Überzeugung, dass ethisches Verhalten im eigentlichen Sinne nur selbstbestimmt bzw. in Freiheit möglich ist. Um es mit Klaus Demmer aus moraltheologischer Sicht<sup>4</sup> zu sagen: Sinn-Wahrheit wie sittliche Wahrheit ist immer freie Wahrheit, d. h. sie wird aus freier Sinneinsicht der Person existentiell gewonnen und im Maß ihrer zuhandenen Freiheitsmöglichkeiten realisiert. Sie kann ebenso wenig wie religiöse Wahrheit aufgezwungen werden. Das meint keinen ethischen Relativismus, sondern bezieht sich auf die Eigenart sittlicher Wahrheit selbst wie auf die Wirklichkeit der deutenden und handelnden Personen.<sup>5</sup> Dass es diesbezüglich sehr unterschiedliche Einsichtsstände gibt oder motivierende und frustrierende Dis-

---

<sup>4</sup> Vgl. K. Demmer, *Moraltheologische Methodenlehre*, Freiburg i. Br. 1989; *ders.*, *Die Wahrheit leben*, Freiburg i. Br. 1991.

<sup>5</sup> Hiermit ist ein ganzer Diskurs über Wahrheitstheorien verbunden, der hier nicht geführt zu werden braucht; vgl. aber schon Jo ef de Vries: „Während die wissenschaftliche W[ahrheit, KB] dem ‚Bewußtsein überhaupt‘ zugeordnet ist, bedeutet die existentielle W einen Anruf an die ‚Existenz‘ des Einzelnen ..., die dessen personale, freie Entscheidung fordert. Das besagt nicht, daß eine solche Entscheidung nicht vor der Vernunft gerechtfertigt werden kann, wohl aber, daß die Überzeugung nicht durch Beweise psychologisch ‚erzwungen‘ werden kann“, (*J. deVries/L. B. Pintel*, Art. Wahrheit, in: W. Brugger (Hrsg.), *Philosophisches Wörterbuch*, Freiburg i. Br. 17 1985, 447–450, 448). Vgl. auch *Johannes Paul II.*, Botschaft zur Feier des Weltfriedenstag am 1.1.2002, [http://w2.vatican.va/content/john-paul-ii/de/messages/peace/documents/hf\\_jp-ii\\_mes\\_20011211\\_xxxv-world-day-for-peace.html](http://w2.vatican.va/content/john-paul-ii/de/messages/peace/documents/hf_jp-ii_mes_20011211_xxxv-world-day-for-peace.html) (abgerufen am 30.5.2017), bes. Nr. 6 (auch unter dem Eindruck der Terroranschläge auf das New Yorker World Trade Center am 11.9.2001): „Die Wahrheit kann jedoch auch dann, wenn sie erlangt wird – und das geschieht immer auf eine begrenzte und vervollkommnungsfähige Weise – niemals aufgezwungen werden. Die Achtung vor dem Gewissen des anderen, in dem sich das Abbild Gottes selbst widerspiegelt (vgl. Gen 1,26–27), gestattet nur, die Wahrheit dem anderen vorzulegen; an ihm liegt es dann, sie verantwortungsvoll anzunehmen. Die Anmaßung, das, was man selbst für die Wahrheit hält, anderen gewaltsam aufzuzwingen, bedeutet, daß dadurch die Würde des Menschen verletzt und schließlich Gott, dessen Abbild er ist, beleidigt wird.“

krepanzen zwischen Einsicht und Verhalten (bzw. Handeln) ist Teil einer psychodynamisch informierten Gesamtsicht der Wirklichkeit der menschlichen Person. Sie steht (m. E.) im Einklang mit der Auffassung von der Gottebenbildlichkeit der Menschen (einschließlich ihrer Zweigeschlechtlichkeit), wo sie im Unterschied zu reinen Würdeattributionen nicht nur statisch, sondern wie schon von Thomas von Aquin und dem II. Vaticanum (vgl. GS 10–22) auch im Sinn einer dynamischen Berufung *ad imaginem Dei* verstanden wird.<sup>6</sup>

In diesem Licht ist – im Kontrast zu normativ verkürzten und verkürzenden moraltheologischen Kasuistiken isolierter Einzelhandlungen – der Vorrang zu würdigen, welchen Psychotherapien den therapeutischen Prozessen geben, in denen die Bedeutung des Erlebens und Verhaltens biographisch und situativ betrachtet wird und wie dies auch den („besseren“) moraltheologischen Traditionen in Kasuistik wie spirituellen Entwicklungsprozessen für das Gelingen des Lebens eingeschrieben ist. Solche Prozesse – seelische Prozesse – brauchen Zeit und lassen sich nicht gewaltsam oder manipulativ herbeiführen. Christliche Traditionen zur geistlichen Unterscheidung sind in hohem Maße sensibel für damit verbundene Fragen der Authentizität und inneren Freiheit in Spannung zu Anpassungszwängen und Rückschritten, wie dies nicht weniger für viele Psychotherapierichtungen gilt. Paradigmatisch für die psychoanalytische Perspektive verdeutlicht dies die Antwort von Anna Freud an den 14-jährigen Sohn eines Kollegen, der sie für seine berufliche Orientierung um Rat bat, ob er auch selbst Psychoanalytiker werden könne. Sie schrieb ihm:

„Lieber John, ...

Du fragtest mich, welche persönlichen Eigenschaften ich bei einem zukünftigen Analytiker für wesentlich halte. Die Antwort ist relativ einfach. Wenn Du ein wirklicher Psychoanalytiker sein möchtest, so mußt Du eine große Liebe zur Wahrheit besitzen, sowohl zur wissenschaftlichen als auch zur persönlichen Wahrheit, und Du mußt diese Wahrheit höher achten als jedes Unbehagen beim Auffinden unangenehmer Tatsachen, ob sie zur Außenwelt gehören oder zu Deiner eigenen inneren Person.

<sup>6</sup> Vgl. K. Baumann, Das Unbewußte in der Freiheit. Ethische Handlungstheorie im interdisziplinären Gespräch (Analecta Gregoriana 270), Rom 1996.

Außerdem meine ich, daß ein Psychoanalytiker [...] Interessen [...] haben sollte, die über die Grenzen des medizinischen Bereichs hinausgehen [...] für Tatsachen, die zur Soziologie, Religion, Literatur [...] (und) Geschichte gehören [...], sonst wird sein Blick für seine Patienten zu beengt bleiben.“<sup>7</sup>

Ganz entsprechend hatte ihr Vater Sigmund Freud schon im Blick auf die psychotherapeutische Beziehung zwischen Therapeut(in) und Patient(in) unterstrichen: „endlich ist nicht zu vergessen, daß die analytische Beziehung auf Wahrheitsliebe, das heißt auf Anerkennung der Realität gegründet ist und jeden Schein und Trug ausschließt.“<sup>8</sup> Darum konnte Wolfgang Loch in Übereinstimmung mit vielen weiteren Kollegen Wahrheit sogar als das *Ziel* der psychoanalytischen Untersuchung überhaupt bezeichnen.<sup>9</sup>

Es handelt sich um eine Liebe zur Wahrheit, für die die Wirklichkeit wichtiger ist als die Idee, so schön und lockend (oder für unbewusste Abwehrzwecke nützlich) letztere auch sein mag. Darin klingt eines der vier Prinzipien an, die Papst Franziskus in seinem apostolischen Schreiben *Evangelii gaudium*<sup>10</sup> empfahl: „Die Wirklichkeit steht über der Idee“ (EG 231). Dieses Prinzip soll gegen jede Verschleierung der Wirklichkeit (in verschiedensten -ismen) zur Bodenhaftung, Wahrhaftigkeit und Erfassung der Wirklichkeit helfen – um dann „das Wort in die Tat umzusetzen“ (EG 233).

### 3. Menschliche Sexualität(en) als Psychosexualität(en), eingebettet in die Entwicklung psychischer Strukturen

Keine psychotherapeutische Richtung entwickelte ihr eigenes Denken so konsequent und kontinuierlich im Ernstnehmen des leibgebundenen psycho-sexuellen Erlebens und Verhaltens quasi *ab ovo*, von der Wiege bis zur Bahre, und keine stellte dem modernen

<sup>7</sup> H. Kohut, *Introspektion, Empathie und Psychoanalyse*, Frankfurt a. M. 1977, 100.

<sup>8</sup> S. Freud, *Die endliche und die unendliche Analyse* [1937], GW 16, 59–99, 94.

<sup>9</sup> Vgl. W. Loch, *Psychoanalytische Perspektiven*, Stuttgart 1986, 186f.

<sup>10</sup> *Franziskus, Apostolisches Schreiben Evangelii gaudium* (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 194), Bonn 2013.

Denken (wo es denn will) bis heute so weitreichende, vertiefende (Selbst-)Erkenntnisse darüber zur Verfügung wie die Psychoanalyse mit ihren Weiterentwicklungen und Revisionen des Freud'schen Denkens. Freuds zeitweiliger Weggefährte und Begründer der Individualpsychologie, Alfred Adler, sah (Hetero-)Sexualität als wesentlichen Teil reifer Liebesfähigkeit und als eine der zentralen Lebensaufgaben (unter anderen) zur Entwicklung eines Gemeinschaftsgefühls für ein sozial wertvolles Leben an. Sexuelles Verhalten in verschiedensten Formen kann stattdessen nach Adler jedoch auch der Kompensation eigener Minderwertigkeitsgefühle durch destruktives Machtstreben dienen, welches liebesunfähig pathologischen Narzissmus und destruktive Aggressionen offen oder latent auch im sexuellen Erleben und Verhalten austrägt. Trotz seines Zerwürfnisses mit Freud nahm Carl Gustav Jung Freuds Annahme einer grundsätzlichen phasenweisen Bisexualität jedes Menschen auf<sup>11</sup> und entwickelte sie in seiner Archetypenlehre v. a. mit dem Archetypenpaar *Anima* und *Animus* so weiter, dass deren Integration notwendiger Teil einer gelingenden Verwirklichung des individuellen Selbst ist.<sup>12</sup>

### 3.1 Menschliche Sexualität ist Psychosexualität

Für Sigmund Freud selbst war das biologische Geschlecht, genauer: die geslechtliche „Anatomie“, zunächst einmal einfachhin „Schicksal“, mit dem sich jede Person auseinandersetzen muss. Während dies im postmodernen soziologischen Genderdiskurs wie eine ahistorische und akulturelle, mithin biologistische und naturalistische Sichtweise (miss-)verstanden werden kann (und wurde),<sup>13</sup>

<sup>11</sup> Vgl. M. Gsell/M. Zürcher, Licht ins Dunkel der Bisexualität. Bisexualität, anatomische Geschlechtsdifferenz und die psychoanalytische Bedeutung von ‚männlich‘ und ‚weiblich‘, in: *Psyche – Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen* 65 (2011) 699–729.

<sup>12</sup> Vgl. J. Rattner, *Klassiker der Tiefenpsychologie*, Weinheim 1990.

<sup>13</sup> Vgl. D. Bernstein, Weibliche genitale Ängste und Konflikte und die typischen Formen ihrer Bewältigung, *Psyche – Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen* 47/6 (1993) 530–559; M. Gsell/M. Zürcher, Licht ins Dunkel der Bisexualität (s. Anm. 11); V. Bourseul, Anatomie et destin du „genre“ chez Freud et quelques contemporains. (Anatomy and fate of gender according to Freud and some contemporaries), in: *L'évolution psychiatrique* 80 (2015) 239–250.

sprach Freud darin in Wirklichkeit bereits ein grundsätzliches Konflikterleben und Leiden am körperlichen, seelischen und sozialen Erleben der eigenen Sexualität und geschlechtlichen Identität an, welches mit der frühkindlichen Entdeckung des (eigenen) Geschlechts und der Geschlechterdifferenz (angesichts des Geschlechts anderer) anfängt. Klassisch wurde Freuds Frage nach den „psychische[n] Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds“<sup>14</sup>. Er vertritt darin die Auffassung, dass die körperliche geschlechtliche Voraussetzung unterschiedliche Konflikte und Entwicklungsaufgaben (mit-)induziert und unterschiedliche Bewältigungsformen provoziert.

Mit anderen Worten: Wie verarbeiten Kinder, Jugendliche, Erwachsene ihre geschlechtliche Leiblichkeit psychisch? Wie verknüpfen sie/sich ihre Empfindungen und Phantasien über ihren Körper mit soziokulturellen Vorstellungen und Stereotypen von Geschlechterdifferenzen, und wie transformieren sie diese für ihr eigenes (au-  
thentisches) (Er-)Leben und Verhalten mit sich selbst und anderen?<sup>15</sup> Menschliche Sexualität ist darum – quasi gleichursprünglich mit der Entwicklung der menschlichen Psyche<sup>16</sup> – stets Psychosexualität, wie Roy Schafer prägnant ausführt:

„Der Begriff der Psychosexualität schließt eine Sexualität der blinden Instinkte, die in der Fortpflanzung der Spezies bei nicht-menschlichen Organismen gipfelt, aus (obwohl sogar für diese Organismen diese einfache Aussage nicht wirklich akzeptabel ist); und es schließt eine Sexualität, die nur aus erotischen Techniken und orgasmischer Potenz besteht, ebenfalls aus. Psychosexualität bedeutet mentale Sexualität, das heißt, eine Sexualität der Bedeutungen und persönlichen Beziehungen, die reale und imaginäre Erfahrungen und Situationen in einer sozialen Welt entwickelt haben und um diese herum organisiert worden sind.“<sup>17</sup>

<sup>14</sup> S. Freud, Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds [1925], GW 14, 19–30.

<sup>15</sup> Vgl. V. King, Geschlechterdifferenz, in: W. Mertens/B. Waldvogel (Hrsg.), Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe, Stuttgart 2002, 240–244, 243f.

<sup>16</sup> Vgl. E. Krejci, Psychogenese im ersten Lebensjahr, Tübingen 1999.

<sup>17</sup> R. Schafer, Erzähltes Leben. Narration und Dialog in der Psychoanalyse, München 1995, 114.



Die Entwicklung dieser Psychosexualität ist also schon aus klassischer psychoanalytischer Sicht bei weitem nicht nur eine Frage biologischer Abläufe und auch nicht nur neurologischer Strukturen, so wichtig diese jeweils unbestritten auch sind.<sup>18</sup> Die menschliche Sexualität ist in hohem Maße störungsanfällig, was „mit ihrer neuralgischen Position zwischen Körper und Seele begründet“<sup>19</sup> wird. Sie ist aufs engste verbunden mit dem Erwachen bzw. der Entwicklung der Psyche des Kindes in seinen körperlichen Empfindungen und in seinem Beziehungs- oder Bindungserleben zuerst mit seiner primären Bezugsperson, in der Regel mit der Mutter, und alsbald mit einer nächsten dritten Person, in der Regel dem Vater. Häufig wurden und werden in der Moralthologie, insbesondere im Rekurs auf naturalistisch-naturrechtliche Denkfiguren, die psycho-sozialen Determinanten im Zusammenspiel mit den biologischen Faktoren für die Entwicklung von Kerngeschlechtsidentität, Geschlechtsrollenidentität, dominierender Objektwahl und Intensität des sexuellen Verlangens<sup>20</sup> ignoriert bzw. heruntergespielt. Sie können andererseits aber auch überbetont und verabsolutiert werden. Zerrbilder sind in beide Richtungen verbreitet.

Die psychosexuelle Entwicklung des Kindes kann aus heutiger psychoanalytischer Sicht mit ihren Weiterentwicklungen seit Freud, der noch weitgehend in einer Trieb- und „Ein-Personen-Psychologie“ dachte und (patriarchalisch) weibliche Leiblichkeit fast nur als defizitär männlich ansah,<sup>21</sup> „nicht losgelöst von den bewussten

<sup>18</sup> Die alte entwicklungspsychologische *nature-nurture*-Diskussion braucht hier nicht weiter diskutiert zu werden. Entscheidend ist m. E. die Perspektive ihres Zusammen- und Ineinanderwirkens, das *et-et*, nicht das *aut-aut*. Vgl. D. Bischof-Köhler, Von Natur aus anders. Die Psychologie der Geschlechterunterschiede, Stuttgart <sup>4</sup>2011; St. Lautenbacher/O. Güntürkün/M. Hausmann, (Hrsg.), Gehirn und Geschlecht. Neurowissenschaft des kleinen Unterschieds zwischen Mann und Frau, Heidelberg 2007; S. Baron-Cohen, *The Essential Difference*. Men, Women and the Extreme Male Brain, London 2004.

<sup>19</sup> N. Becker, Sexualität, in: W. Mertens/B. Waldvogel (Hrsg.), Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe, Stuttgart <sup>2</sup>2002, 661–666, 665.

<sup>20</sup> Vgl. O. Kernberg, Liebesbeziehungen. Normalität und Pathologie, Stuttgart 1999, 15–33; W. Mertens, Entwicklung der Psychosexualität und der Geschlechtsidentität, Bd. 1. Geburt bis 4. Lebensjahr, Stuttgart <sup>3</sup>1997; ders., Entwicklung der Psychosexualität und der Geschlechtsidentität, Bd. 2. Kindheit und Adoleszenz, Stuttgart <sup>2</sup>1996.

<sup>21</sup> Vgl. V. King, Geschlechterdifferenz (s. Anm. 15), 241.

und unbewussten Rollenerwartungen der Eltern, den Interaktionen und den Identifizierungsprozessen betrachtet werden“<sup>22</sup>. Sexuelles Erleben und Verhalten ist – wie anderes bedeutsames Verhalten auch – stets überdeterminiert und dient psychodynamisch mehrfachen Funktionen;<sup>23</sup> es hat nicht nur genau eine Bedeutung, etwa die bewusste oder gar die in eigenen Worten formulierte. Es weist stets wichtige Vorläufer („Tribschicksale“, S. Freud) in der Kindheit auf und steht im Kontext eines immer soziokulturell mitbestimmten Identitätserlebens, das nicht anders als (auch) geschlechtlich strukturiert sein kann.

Nach intensiven ersten Phasen bis zum 6. Lebensjahr und der „ruhigen“ Latenzzeit bis zum ca. 11. Lebensjahr stellen sich gerade für Adoleszente große Herausforderungen in ihrem Selbst-, Körper- und Beziehungserleben. An dieses Selbst-, Körper- und Beziehungserleben knüpfen sich lust- und angstvolle erotische, aggressive und narzisstische Phantasieszenarios bewusster, vor- und unbewusster Art:

„der Verlust des kindlichen Körpers angesichts des Wachstums und der Entwicklung sekundärer Geschlechtsmerkmale [...]; Menstruation beim Mädchen und die Produktion von Samen beim Jungen sind aufwühlende Ereignisse, die das Körpererleben zutiefst betreffen und frühe Verlustängste aktivieren; und schließlich [sehen sich die Jugendlichen; KB] unweigerlich vor die Aufgabe gestellt, die (tendenzielle) Ablösung von [ihren; KB] Eltern mit den verinnerlichten Beziehungsgefühlen und Identifikationslinien vorzunehmen und eine eigene (Geschlechts-)Identität zu entwickeln.“<sup>24</sup>

<sup>22</sup> W. Mertens, Genitale Stufe, in: W. Mertens/B. Waldvogel (Hrsg.), Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe, Stuttgart <sup>2</sup>2002, 232–240, 234.

<sup>23</sup> Vgl. R. Waelder, Das Prinzip der mehrfachen Funktion. Bemerkungen zur Überdeterminierung, in: Forum der Psychoanalyse 16 (2000) 81–92 (Erstveröffentlichung 1930).

<sup>24</sup> W. Mertens, Genitale Stufe (s. Anm. 22), 235. Vgl. ders., Entwicklung der Psychosexualität und der Geschlechtsidentität (s. Anm. 20).

### 3.2 Aufhebung der Zweigeschlechtlichkeit?

„Geschlechtsidentität bezeichnet die Kontinuität des Selbsterlebens eines Individuums in Hinblick auf sein Geschlecht und umfaßt die Gesamtheit jener Aspekte des Selbst oder der Identität, die als mit dem Geschlecht genuin verbunden angesehen werden.“<sup>25</sup> Auf diese psychosexuellen Entwicklungen und innerpsychischen Verarbeitungen nehmen vorherrschende, allgemeine soziokulturelle Vorstellungen Einfluss. Dies geschieht sowohl über vorherrschende gesellschaftliche Trends besonders in der Gruppe Gleichaltriger als auch in Verbindung mit mehr oder weniger konflikthaften familiären und elterlichen Beziehungsdynamiken; damit sind v. a. eigene und elterliche Trennungs-, Individuierungs- und Rivalitäts- und nicht zuletzt Identifizierungsdynamiken gemeint.<sup>26</sup> Vera King gibt mit Blick auf dekonstruktivistische Genderdiskurse<sup>27</sup> zur Aufhebung der Zweigeschlechtlichkeit und eine damit verbundene Mehrzahl von Geschlechtsmöglichkeiten zu bedenken,

„dass die Figur des Elternpaares – einschließlich des charakteristisch differenten ‚Beitrags‘ von Vater und Mutter zu Zeugung, Empfängnis oder Geburt eines Kindes – eine zentrale Matrix der psychosexuellen und der Geschlechtsidentitäts-Entwicklung bildet. Der sexuelle Ursprung kann insofern auch als ein zentraler Ursprung der Zweigeschlechtlichkeit betrachtet werden, der zumindest so lange bestehen bleibt, bis die Reproduktion so umfassend technologisiert ist, dass die Entstehung eines Kindes keiner heterosexuellen Verbindung bedarf.“<sup>28</sup>

Fünfzehn Jahre nach dieser Überlegung ist artifizielle Reproduktion zwar weitaus häufiger geworden. Sie entlässt Kinder jedoch nicht in eine asexuelle oder polymorph sexuelle Welt, im Gegenteil; ebenso wenig ist das der Fall bei Kindern, die bei homosexuellen Paaren heranwachsen. Auch bei homosexuellen Paaren suchen und fragen

<sup>25</sup> V. King, Geschlechtsidentität, in: W. Mertens/B. Waldvogel (Hrsg.), Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe, Stuttgart 2002, 245–249, 245.

<sup>26</sup> Vgl. ebd., 246.

<sup>27</sup> Vgl. J. Butler, Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts, Frankfurt a. M. 1994.

<sup>28</sup> V. King, Geschlechtsidentität (s. Anm. 25), 248.

Kinder (und Jugendliche und Erwachsene) auch weiterhin nach dem biologischen Vater oder der biologischen Mutter<sup>29</sup> und können früher oder später ihr Recht wie andere Kinder einfordern, sie zu kennen. Ungeachtet dessen ist Kings Überlegung aber auch dahingehend zu ergänzen, dass weitere vielschichtige Faktoren die Frage der psychosexuellen Identitätsbildung und Präferenzen mitbestimmen, so v. a. das Zusammenspiel von Sozialisation, sexuellen Erregungsmustern und psychosozialen Verarbeitungsdynamiken der wahrgenommenen anatomischen und sozialen Geschlechterdifferenzen (inkl. Bindung, Mentalisierung, Objektbeziehungen). Dass dessen entwicklungspsychologisches Ergebnis nicht einfach eine (geradezu monolithisch gedachte) uniforme Heterosexualität von Erleben und Verhalten ist, die es schon als solche nicht gibt und die auch keine psychosozial aufgezwungene „Heteronormativität“ implizieren, sondern weitere, plurale Gestalten annehmen kann, zu denen auch verschiedene homo-, bi- und transsexuelle Präferenzen und Phänomene gehören, fand – auch dank dem soziologischen Genderdiskurs und der Sexualforschung<sup>30</sup> – in der Psychoanalyse der vergangenen Jahrzehnte fruchtbare Aufnahme und Anerkennung. Auch hier ist die Wirklichkeit wichtiger als die Idee.

Der sozialwissenschaftliche Genderdiskurs profitierte nach den biologischen Unterscheidungen genetischen, endokrinologischen, go-

<sup>29</sup> Vgl. u. a. die Fallarbeit von A. G. Smolen, *The Analyst at Work. Boys only! No mothers allowed*, in: *International Journal of Psychoanalysis* 90 (2009) 1–11; J. M. Herzog, *Triadic reality, same sex parents and child analysis: A response to Ann Smolen's 'Boys only! No mothers allowed'*, in: *International Journal of Psychoanalysis* 90 (2009) 19–26. Vgl. zur Forschungslage u. a. L. Maloney, *Forgotten children?*, in: *Journal of Family Studies* 13 (2007) 127–132; M. Somerville, *Children's Human Rights to Natural Biological Origins and Family Structure*, in: *Bioethics Research Notes* 23/1 (2011) 1–11, <http://search.informit.com.au/documentSummary;dn=864868975068970;res=IELHSS> > ISSN: 1033–6206[0] (abgerufen am 12.5.2017); L. Marks, *Same-sex parenting and children's outcomes: A closer examination of the American psychological association's brief on lesbian and gay parenting*, in: *Social Science Research* 41 (2012) 735–751; M. Regnerus, *How different are the adult children of parents who have same-sex relationships? Findings from the New Family Structures Study*, in: *Social Science Research* 41 (2012) 752–770; W. R. Schumm, *A Review and Critique of Research on Same-Sex Parenting and Adoption*, in: *Psychological Reports* 119/3 (2016) 641–760.

<sup>30</sup> Vgl. V. Sigusch, *Neosexualitäten. Über den kulturellen Wandel von Liebe und Perversion*, Frankfurt a. M. 2005.

nadalen und genitalen Geschlechts<sup>31</sup> erheblich von den Arbeiten des Psychoanalytikers und klinischen Sexualwissenschaftlers Robert Stoller. In seinem Werk „Sex and gender“<sup>32</sup> unterschied er das Körpergeschlecht (*sex*) von der Kerngeschlechtsidentität (*core gender identity*) und Geschlechtsrollenidentität (*gender role identity* oder *gender identity*). Die Kerngeschlechtsidentität entstehe nach Stoller – im Unterschied zu vorherrschenden psychoanalytischen Auffassungen – konfliktfrei in den ersten beiden Lebensjahren und bezeichnet das im Grunde noch vorsprachliche Erleben, einem bestimmten Geschlecht anzugehören. Dessen Verbindung mit sprachlichen und weiteren, höheren symbolischen Aspekten entwickelt die weitaus konflikthafere Geschlechtsrollenidentität. Darin wie in soziologischen Genderdiskursen setzt sich die Auffassung durch, dass Geschlechtsidentität nicht eine Voraussetzung ist, sondern erworben wird. Große blinde Flecken waren dabei lange die eigenen Dynamiken weiblicher Geschlechtsidentität(en), Perspektiven und Lebenszusammenhänge. Schon früh versuchten Psychoanalytikerinnen (v. a.) dem in der psychoanalytischen Theoriebildung gegenzusteuern und diese weiblichen Dynamiken zu erhellen.<sup>33</sup>

In Bezug auf Hetero- und Homosexualität gab Martin Dannecker schon 1998 nüchtern zu bedenken:

„Der Begriff Heterosexualität ist insofern eine schlechte Abstraktion, als er die hinter ihm sich verbergenden Phänomene nicht zu fassen bzw. angemessen zu repräsentieren vermag. Nach der Dekonstruktion der Homosexualität zeigte sich, dass auch dieser Begriff eine schlechte Abstraktion darstellt. Zugleich wurde deutlich, dass die Homosexualität ebenso wie die Heterosexualität ein vielfältig zerstreutes Phänomen ist, und das auch noch dann, wenn sie mit einer stabilen gleichgeschlechtlichen Orientierung zusammen-

<sup>31</sup> Vgl. J. Money/J. G. Hampson/J. L. Hampson, Imprinting and the establishment of gender role, in: A.M.A. Archives of Neurology and Psychiatry 77 (1957) 333–336; J. Money, Zur Geschichte des Konzepts Gender Identity Disorder, in: Zeitschrift für Sexualforschung 7 (1994) 20–34.

<sup>32</sup> R. J. Stoller, Sex and gender, New York 1968; vgl. ders., Presentations of gender, New Haven 1985; ders., Perversion. Die erotische Form von Haß, Gießen 1998 (amerik. Orig. 1975).

<sup>33</sup> Vgl. V. King, Geschlechterdifferenz (s. Anm. 15); dies., Geschlechteridentität (s. Anm. 25).

gedacht wird. Das bedeutet zugleich, dass wir entgegen einer langgehegten Überzeugung keine bedeutsame Aussage machen, wenn wir über jemanden sagen, er oder sie sei homosexuell.“<sup>31</sup>

Dementsprechend gilt heute mehr noch als vor 20 Jahren: „Wer sich in alltäglichen sozialen Situationen als homosexuell zu erkennen gibt, sagt damit noch nicht viel über sich, seine Sexualität und seine Identität aus. Er negiert damit lediglich die selbstverständlich an ihn herangetragene Erwartung von Heterosexualität“<sup>35</sup>. Welche psychosexuellen Dynamiken und „Bedeutungen“ damit jeweils (individuell) verbunden sind, ist damit in beiden Fällen noch keineswegs genauer erkennbar.

In Bezug auf Inter- und Transsexualität ist die Situation weitaus weniger klar. Die Sexualwissenschaftlerin Hertha Richter-Appelt stellt mit Blick auf Fragen um Inter- und Transsexualität fest:

„In der Medizin und Psychologie sind von zentraler Bedeutung die Fragen: Wann können wir von einem Mann, von einer Frau oder von einer Person sprechen, die nicht eindeutig einer dieser Kategorien zugeordnet werden kann? Welcher Zusammenhang besteht zwischen dem Körper und dem psychischen Erleben sowie dem Verhalten? Und wann sollte eine Behandlung des Körpers, der Psyche oder von beidem erfolgen? Auch wenn wir diese Fragen immer noch nicht abschließend beantworten können: In den vergangenen Jahrzehnten hat sich unsere Vorstellung von Geschlecht und auch vom Verhältnis von Körper und Psyche grundlegend verändert. Während früher ein binäres Verständnis vorherrschte, wird heute allgemein angenommen, dass es viele Varianten des körperlichen Geschlechts und viele unterschiedliche Erlebensweisen der Geschlechtsidentität gibt.“<sup>36</sup>

<sup>34</sup> M. Dannecker, Art. Homosexualität. 1. Zum Problemstand, in: Lexikon der Bioethik, Bd. 2, Gütersloh 1998, 224–227, 225.

<sup>35</sup> Ebd., 226.

<sup>36</sup> S. Koch, Fünf Fragen an Hertha Richter-Appelt von Susanne Koch, in: Report Psychologie 1/1 (2017) 1–3, 1, [www.report-psychologie.de/fileadmin/user\\_upload/Thema\\_des\\_Monats\\_2017\\_01/2017-01\\_Geschlechter\\_-\\_Prof.\\_Dr.\\_Hertha\\_Richter-Appelt.pdf](http://www.report-psychologie.de/fileadmin/user_upload/Thema_des_Monats_2017_01/2017-01_Geschlechter_-_Prof._Dr._Hertha_Richter-Appelt.pdf) (abgerufen am 9.1.2017). Vgl. K. Schweizer/I. Brunner/S. Czerwinka/T. O. Nieder/P. Briken (Hrsg.), Sexualität und Geschlecht. Psychosoziale, kultur- und sexualwissenschaftliche Perspektiven. FS Hertha Richter-Appelt, Gießen 2014.

Damit ist auch verbunden, dass es in der Entwicklung der körperlichen Geschlechtsmorphologie und dem psychischen Geschlechterleben phasenweise oder kontinuierliche Diskrepanzen geben kann, die nicht selbstverständlich als Krankheit und behandlungsbedürftig angesehen und erst recht nicht übereilt medizinisch behandelt werden sollten. „Ein auffälliger Körper muss nicht einem Geschlecht angepasst werden – und schon gar nicht in einem Alter, in dem die betroffene Person selbst noch nicht darüber entscheiden kann. Auch kann die Zuordnung zu einem der beiden Geschlechter zunächst offenbleiben – bis die Betroffenen sich selbstbestimmt darüber klar werden.“<sup>37</sup> Eltern bedürfen diesbezüglich – auch durch fachliche Beratung – der Geduld und Akzeptanz, speziell angefangen bei den eigenen männlichen und weiblichen Anteilen in ihnen selbst:

„Für ein Kind, dessen Eltern diese Anteile in ihrer eigenen Person zulassen können, wird es leichter sein, sich mit dem Vater beziehungsweise der Mutter zu identifizieren, ohne zu sehr auf Abweichungen aufmerksam zu werden. Aber natürlich ist es in unserer Gesellschaft nicht wirklich möglich, ein Kind geschlechtsneutral zu erziehen und das Erleben der Andersartigkeit kann zu Stigmatisierung und Vereinsamung führen. Doch dieser Gefahr ist nicht dadurch beizukommen, dass man nicht über die besondere Situation des Kindes spricht. Die Erfahrungen der vergangenen Jahre zeigen, dass ein offener und toleranter Umgang mit nicht geschlechtsspezifischen Interessen und Verhaltensweisen, mit Intersexualität und Transsexualität am ehesten zu einer stabilen und gesunden Entwicklung des Selbst führt.“<sup>38</sup>

Im Blick auf den medizinischen oder psychotherapeutischen Behandlungsbedarf verdeutlicht die führende deutsche Sexualwissenschaftlerin deshalb prägnant:

„Transsexuelle Erlebens- und Verhaltensweisen als solche sollten heute nicht mehr als eine psychische Krankheit angesehen werden. Das gilt solange, wie die betroffenen Personen unter der mangelnden beziehungsweise fehlenden Übereinstimmung zwischen Körper und Psyche nicht leiden. Nur wenn ein solcher Lei-

---

<sup>37</sup> S. Koch, *Fünf Fragen* (s. Anm. 36), 2.

<sup>38</sup> Ebd., 3.

densdruck besteht, wird Transsexualität im Sinne der Geschlechtsdysphorie als krankheitswertige Störung aufgefasst und behandelt. Aber auch dann besteht das Behandlungsziel lediglich im Erreichen einer bestmöglichen Lebensqualität – unabhängig von der gelebten Geschlechtsform. Wieder wird deutlich: Wir gehen heute von der Existenz von mehr als zwei eindeutigen körperlichen Erscheinungsformen aus und auch von mehr als zwei möglichen Geschlechtserleben.“<sup>39</sup>

Die Wirklichkeit solcher Vielfalt psychosexueller Entwicklungen steht über der stilisierenden Idee uniformer Heterosexualität. In diesem Sinne meinte Fritz Morgenthaler zugespitzt: „Es gibt im Grunde weder Hetero- noch Homo- noch Bisexualität. Es gibt nur Sexualität, die entlang sehr variationsreicher Entwicklungslinien schließlich ihre, für jeden einzelnen spezifische Ausdrucksform findet.“<sup>40</sup>

### 3.3 Die psychosexuelle Entwicklung ist verbunden mit der Entwicklung von psychischen Strukturen, Persönlichkeit und Beziehungsfähigkeit

Die psychosexuelle Entwicklung ist untrennbarer Teil bereits der frühkindlichen Entwicklung mit ihren unterschiedlichen Facetten, insbesondere der Entwicklung einer beziehungs- und bindungsfähigen Persönlichkeit. In den ersten Lebensmonaten vollbringen – mit den Worten der 2013 verstorbenen Freiburger Psychoanalytikerin Erika Krejci – Entwicklungsprozesse im menschlichen Säugling und eine genügend fördernde Umwelt (von Menschen) zusammen „das Wunder der Aneignung und in gewissem Sinn [...] die Erschaffung des psychosomatischen Selbst und der Welt durch die sich ihrer selbst schließlich bewusst werdende Psyche“<sup>41</sup>. In den genügend gelingenden Fällen entsteht in der Beziehung insbesondere mit der Mutter „die zusammenhängende, flexible und zugleich widerstandsfähige psychische Struktur eines Menschen [...], bei dem die Liebe

<sup>39</sup> Ebd., 2.

<sup>40</sup> *F. Morgenthaler*, Homosexualität, in: V. Sigusch (Hrsg.), *Therapie sexueller Störungen*, Stuttgart <sup>2</sup>1980, 329–367; *F. Morgenthaler*, Homosexualität, Heterosexualität, Perversion, Frankfurt a. M. 1994, 95–139, 138f.).

<sup>41</sup> *E. Krejci*, *Psychogenese* (s. Anm. 16), 18.



zu sich selbst, den anderen und zu seiner Umwelt den Hass überwiegt<sup>42</sup>. Eine zentrale entwicklungspsychologische Aufgabe auf dem Weg zu einer genügend reifen Persönlichkeitsstruktur („Identitätsintegration“) stellt die Integration der mit unausweichlichen Frustrationen verbundenen Aggressionen gegen sich selbst und gegen geliebte Bezugspersonen dar, um zu realistischen, stabilen und emotional tiefen Beziehungen fähig zu werden. Gelingt dies nicht, werden andere (und/oder das Selbst) in Beziehungen unbewusst fragmentiert, primitiv idealisiert oder massiv entwertet. Zu reifen Beziehungen im (tiefen-)psychologischen Sinne gehören ebenfalls ein integriertes Bild vom anderen, die Fähigkeit, in der Beziehung Ambivalenzen zu tolerieren und eigene Impulse zu kontrollieren sowie reife, verbindliche Wertmaßstäbe.<sup>43</sup>

Das Verhältnis von Liebe zu zerstörerischem Hass<sup>44</sup> und zu Aggressionen im Menschen und ihre häufige unbewusste (psycho-)sexuelle Amalgamierung<sup>45</sup> bilden zwar den Stoff für viele Werke der Weltliteratur (und nicht minder der Unterhaltungsindustrie), ihre psychoanalytische Bearbeitung und Erhellung wird jedoch (meinem Eindruck nach) in der Moraltheologie und theologischen Anthropologie nur wenig rezipiert. Heftige Aggressionen erlebt schon das Kleinkind unvermeidlich in Momenten der Frustration durch seine erste wichtige Bezugsperson. Ebenso erlebt es stille Phasen und höchst erregende Momente von „Glück“ in der gelingenden Interaktion mit ihr. Darin schenkt sie dem Kind zum einen ihre körperliche Nähe, Wärme, Nahrung und zärtlich kommunizierende Zuwendung, zum anderen stoßen – was zumindest genauso wichtig wird! – seine Gesten und Mimiken bei ihr auf annehmend-erfreute Resonanz.<sup>46</sup> Schon der Säugling erlebt „Glück“ nicht nur im Emp-

<sup>42</sup> Ebd., 11.

<sup>43</sup> Vgl. O. Kernberg *Objektbeziehungen und Praxis der Psychoanalyse*, Stuttgart 1976.

<sup>44</sup> Vgl. R. J. Stoller, *Perversion. Die erotische Form von Haß, Gießen 1998* (amerikanisches Original 1975).

<sup>45</sup> O. Kernberg, *Liebe und Aggression*, Stuttgart 2014.

<sup>46</sup> Die neurobiologischen Motivationssysteme der Botenstoffe Dopamin, endogene Opiode und Oxytozin unterstützen, fördern und belohnen Erfahrungen zwischenmenschlicher Anerkennung und Zuneigung mit angenehmen Gefühlen, die auch die Gesundheit festigen. Der Neurobiologe und Psychiater *Joachim Bauer* spricht aufgrund dieser Sachverhalte vom „Prinzip Menschlichkeit“: „Das Be-

fangen, sondern auch im Selbst-Liebe(nd)-Schenken-Können.<sup>47</sup> Und seine Ausbrüche von Wut und Zorn vermag die „genügend gute Mutter“<sup>48</sup> auszuhalten, ohne ihre Liebe zu ihm zurückzunehmen. Sie vermag seine Wutanfälle und Aggressionen fürsorglich auszuhalten, zu „überleben“, zu „stillen“ und gewissermaßen zu „entgiften“.<sup>49</sup>

Von enormer Bedeutung ist für die frühkindliche Entwicklung auch die Entstehung „psychischen Raumes“ im Kind aufgrund der Beziehung zu einem von der Mutter geliebten „Dritten“ (also meist zum Vater). Das Kind erfährt „dunkel“, dass die Mutter noch jemand anderen liebt – und dass es davon ausgeschlossen ist. Neben der primären Beziehung zur Mutter mit höchster affektiver Zentralität entwickelt sich so schon sehr früh eine ebenfalls bedeutsame, wenn auch emotional meist „blassere“, gleichzeitige psychische Beziehung zu einem Anderen (selbst wenn dieser abwesend bleibt). Diese Beziehung ist mit-entscheidend für die frühe kindliche Entwicklung der Fähigkeit zu denken, zur Symbolbildung, zur Bildung psychischer Strukturen und Grenzen und für die Realitätsprüfung.<sup>50</sup>

*mühen des Menschen, als Person gesehen zu werden, steht noch über dem, was landläufig als Selbsterhaltungstrieb bezeichnet wird.“ (J. Bauer, Das Prinzip Menschlichkeit, Hamburg 2006, 37; Hervorhebung im Original).*

<sup>47</sup> Dies betonte gegen psychoanalytische Angsttheorien eindrücklich Harold F. Searles: „My whole conceptual structure rests upon a conviction that the most powerful driving force in human beings ... is nothing so negative as an effort to avoid anxiety, but rather is the effort to express himself or herself in a loving, constructive way“, (*H. F. Searles, Positive Feelings in the Relationship between the Schizophrenic and His Mother*, in: *International Journal of Psycho-Analysis* 39 [1958] 569–586, 571).

<sup>48</sup> Die Begriffe „*good enough mothering*“ und „*potential space*“ prägte v. a. *D. W. Winnicott, The Maturational Processes and the Facilitating Environment. Studies in the Theory of Emotional Development*, Madison, CT 1965.

<sup>49</sup> Zur „Bindungsfähigkeit“, die in der Mutter-Kind-Beziehung grundgelegt wird, vgl. *K. E. Grossmann (Hrsg.), Bindung und menschliche Entwicklung: John Bowlby, Mary Ainsworth und die Grundlagen der Bindungstheorie*, Stuttgart 2003; *K. Grossmann/K. E. Grossmann, Bindungen – das Gefüge psychischer Sicherheit*, Stuttgart 2005.

<sup>50</sup> Dies liegt zeitlich bereits vor der Phase und Entwicklungsaufgabe zwischen ca. 3 bis 6 Jahren, die in psychoanalytischer Entwicklungspsychologie als „Ödipuskonflikt“ bezeichnet wird, und bereitet sie mit vor. Vgl. *E. Krejci, Psychogenese* (s. Anm. 16); *H.-G. Metzger, Zwischen Dyade und Triade. Psychoanalytische Familienbeobachtungen zur Bedeutung des Vaters im Triangulierungsprozess*, Tübingen 2000; *P. Fonagy/G. Gergely/I. Jurist/M. Target, Affect Regulation, Menta-*

Sie ist von großer Bedeutung dafür, wie diese Person als erwachsene Nähe und Distanz, Harmonie und Trennung in unterschiedlichen zwischenmenschlichen Beziehungen reguliert, insbesondere wo diese für sie emotional bedeutsam sind, erst recht in emotional und/oder sexuell intimen Beziehungen. Damit werden gleichzeitige oder spätere psychosexuelle Besonderheiten und Unterschiedlichkeiten bei Frauen und Männern nicht nivelliert, die sich auf ihre Weise psychodynamisch und zwischenmenschlich auswirken.

### 3.4 Reife sexuelle Beziehungen und Liebesfähigkeit aus psychoanalytischer Sicht

Kaum ein Mensch verbindet mit sexuellen Beziehungen – neben anderen Aspekten wie narzisstischen Befriedigungen (s. u.) – nicht die Verheißung von Liebe und der mit ihr verbundenen Verheißung von tiefer Freude und anhaltendem Glück. Ohne „Liebe“ zunächst genauer zu definieren, schreibt der emeritierte Frankfurter Sexualwissenschaftler Volkmar Sigusch im Blick auf den von ihm mit „Neosexualitäten“ überschriebenen vielgestaltigen kulturellen Wandel von Liebe und Perversion dazu: „Über allem aber thront die Liebe. Sie ist selbst als fetischisierte eine einzigartige Kostbarkeit, weil sie nicht produziert und nicht gekauft werden kann. Sie ist stabiler als alle Sexualformen, widersteht im neosexuellen Begriff weitgehend dem Zwang zur Vielfalt, beweist, dass es nicht nur um Wandel geht, sondern ebenso um Kontinuität.“<sup>51</sup>

Liebe – eine einzigartige Kostbarkeit, erst recht also, wenn sie von Dauer ist.

Reife sexuelle Beziehungen charakterisiert der wohl meistzitierte zeitgenössische Psychoanalytiker Otto F. Kernberg mit folgenden Merkmalen:

lization, and the Development of the Self, New York 2002; K. Baumann, Triadische Beziehung. Martin Buber weiterdenken – ein Versuch, in: Katholische ärztliche Arbeit Deutschlands (Hrsg.), „Rückfrage bei Martin Buber – Leben ist Beziehung“ – „Abschiednehmen“ – „Auf der Suche nach Gewissheit – Nachfrage bei John Henry Newman“ – „Die posttraumatische Belastungsstörung“, Ahrweiler 2008, 55–74.

<sup>51</sup> V. Sigusch, Neosexualitäten. Über den kulturellen Wandel von Liebe und Perversion, Frankfurt a. M. 2005, 8. Vgl. aber dann auch ebd., 11–19.

„Die reife Wahl des Menschen, den man liebt und mit dem man sein Leben verbringen möchte, impliziert reife Ideale, Werturteile und Ziele, die, wenn sie der Befriedigung der Bedürfnisse nach Liebe und Intimität hinzugefügt werden, dem Leben einen umfassenderen Sinn geben. [...] Insofern als ein Mensch gewählt wird, der einem anzustrebenden Ideal entspricht, enthält diese Wahl jedoch ein Element der Transzendenz, eine Hingabe, die ganz natürlich entsteht, weil sie die Hingabe an die Lebensweise ist, die die Beziehung mit dieser Person repräsentiert.“<sup>52</sup>

Dies bedeutet natürlich nicht *per se* eine konfliktfreie Stabilität solcher Beziehungen. Kernberg führt dazu aus:

„Eine tiefe Bindung an einen Menschen und die Werte und Erfahrung eines gemeinsam gelebten Lebens stärken und schützen die Stabilität des Paares, doch wenn die Partner über eine tiefe Selbsterkenntnis und Selbstwahrnehmung verfügen, kann es sein, dass sich in beiden von Zeit zu Zeit eine Sehnsucht nach anderen Beziehungen (die durchaus realistische Möglichkeiten darstellen können) regt und dass sie ein ums andere Mal Verzicht üben. Doch Verzicht und Sehnsucht können dem Leben des Individuums und des Paares auch größere Tiefe verleihen, und das Umlenken von Sehnsüchten, Phantasien und sexuellen Spannungen in die Paarbeziehung kann ihrem Liebesleben eine dunkle und komplexe Dimension hinzufügen. Schließlich müssen alle Beziehungen zwischen Menschen einmal zu Ende gehen, und die Drohung von Verlust, Verlassenwerden und letztlich des Todes ist am größten, wo die Liebe am tiefsten ist; sich dessen bewusst zu sein verleiht der Liebe noch größere Tiefe.“<sup>53</sup>

Kernberg (wie J. Willi<sup>54</sup>) verbindet mit reifer sexueller Liebe eine stabile exklusive Paarbeziehung, ohne dies normativ verstanden wissen zu wollen, vielmehr als eine Art theoretischen Bezugsrahmen für die klinische Erhellung zentraler Schwierigkeiten oder Störungen der Liebesfähigkeit,<sup>55</sup> insbesondere durch vorherrschend narzisstische,

<sup>52</sup> O. Kernberg, Objektbeziehungen (s. Anm. 43), 234f.

<sup>53</sup> O. Kernberg, Liebesbeziehungen. Normalität und Pathologie, Stuttgart 1999, 100.

<sup>54</sup> Vgl. J. Willi, Psychologie der Liebe, Stuttgart 2002.

<sup>55</sup> Vgl. O. Kernberg, Liebe (s. Anm. 45), 268f.

masochistische oder paranoide Psychodynamiken, die schon das „Sich-Verlieben“ verändern. Diesen theoretischen Bezugsrahmen beschreibt Kernberg mit Merkmalen reifer Liebesfähigkeit in einer (intimen) Partnerbeziehung. Sie dürften auch moraltheologische Leserinnen und Leser interessieren:

- Anhaltendes Interesse und Neugier „am Leben des Geliebten, an seinen emotionalen Erfahrungen, seiner persönlichen Geschichte, seinen Idealen und Zielen, die als nie versiegende Quelle des eigenen Wachstums und der Stimulierung dienen.“<sup>56</sup> Dessen Werte und Ziele werden Teil der eigenen Ziele und eigenen Engagements. Narzisstische Personen haben kaum oder kein Interesse an dem, was ihren Partner innerlich bewegt.
- „Grundvertrauen in das Einfühlungsvermögen und Wohlwollen des Partners. Damit geht die entsprechende Fähigkeit einher, offen zu sein für die eigene Person einschließlich der eigenen Schwächen, Konflikte und Unzulänglichkeiten. Dazu gehört auch der Mut, um Hilfe und Unterstützung zu bitten, in Zeiten der Krise oder bei Konflikten Selbstzweifel zuzulassen und implizit darauf zu vertrauen, dass der Partner der eigenen Unsicherheit und dem Gefühl von Schwäche mit Verständnis begegnen wird und dass seine Liebe nicht beeinträchtigt wird, wenn man sich verletzbar zeigt.“<sup>57</sup>
- „Die Fähigkeit auf beiden Seiten, nicht nur um Verzeihung zu bitten, sondern auch zu verzeihen und sich in der Lage zu zeigen, nach ernsthaften Konflikten und einer Zeit, in der die Beziehung mehr von Aggression als von Liebe bestimmt wird, die Beziehung weiterzuführen, ist ein Prüfstein reifer Liebe.“<sup>58</sup> Dies ist nicht zu verwechseln mit der Verleugnung von Aggression, masochistischer Unterwerfung oder unrealistischer Idealisierung eines verletzenden Partners.
- Demut und Dankbarkeit: „Reife Liebe, so scheint mir, beinhaltet stets ein Element der Demut oder tief empfundenen Dankbarkeit dafür, dass es den anderen gibt. Dankbarkeit auch für die Liebe, die man bekommt, für die Möglichkeit, sich auf den Partner verlassen zu können. [...] Reife Liebe impliziert, dass man sich offen und

<sup>56</sup> Ebd., 270.

<sup>57</sup> Ebd., 271.

<sup>58</sup> Ebd., 273.

- ehrlich eingesteht, den anderen zu brauchen, um das Leben voll und ganz zu genießen und sich sicher zu fühlen.“<sup>59</sup> Dies ist zu unterscheiden von ängstlichem Anklammern, manchmal sogar an einen Partner, der die eigene Liebe nicht oder nicht mehr erwidert.
- **Gemeinsames Ich-Ideal als gemeinsames Lebensprojekt:** „Sich einer Liebesbeziehung im Sinne eines Lebensprojektes zu widmen, das die Anforderungen des täglichen Zusammenlebens durchdringt, ist ein weiteres wichtiges, vielleicht das wichtigste Merkmal einer Liebesbeziehung. Es stellt das Gegenstück dar zur Fähigkeit, sich dauerhaft auf anregende und belebende Art und Weise für den Partner und das, was ihn bewegt, zu interessieren. Es ist Ausdruck des gemeinsamen Ich-Ideals, das das Paar im Laufe der Zeit entwickelt, die Basis dafür, dauerhaft an der Beziehung zu arbeiten, ihre Grenzen zu schützen und sie in Zeiten der Not zu erhalten [...]. Zu wissen und zu akzeptieren, dass sich Konflikte und Aggressionen nicht vermeiden lassen, dass es Unstimmigkeiten in der Gestaltung des täglichen Lebens, in der Sexualität, in der Beziehung zu den eigenen Kindern und zur jeweiligen Herkunftsfamilie, aber auch in den eigenen Überzeugungen und Werten geben kann, sind Teil dessen, was das Leben eines Paares gefährlich, aber auch aufregend macht. Hier ist wichtig und eine Voraussetzung der Liebe, dass man sich selbst immer wieder klarmacht, welche zentralen Werte als elementarer und unverzichtbarer Teil der eigenen Persönlichkeit vom Partner respektiert werden müssen, aber auch, was dem Partner essenziell wichtig ist, d. h., was man selbst tolerieren und respektieren muss und woran man sich anpassen muss.“<sup>60</sup>
  - **Reife Abhängigkeit vs. Macht:** „Reife Abhängigkeit muss von masochistischer Unterwerfung unterschieden werden. Sie ist eng geknüpft an das anhaltende Gefühl von Dankbarkeit für die Liebe, die einem entgegengebracht wird; eine Liebe, die nicht als selbstverständlich, sondern als Geschenk des Himmels oder des Schicksals angesehen wird. Den anderen zu lieben und gleichzeitig dankbar zu sein, von ihm wiedergeliebt zu werden, geht mit einem Gefühl der Verantwortung für den Partner und dessen Lebensprojekt und Glück einher, das man sich persönlich zum Ziel

---

<sup>59</sup> Ebd., 274.

<sup>60</sup> Ebd., 276.

gesetzt hat.“<sup>61</sup> Dazu gehört auch die Fähigkeit zuzulassen, dass der Partner sich in Krankheit oder anderer Not um einen kümmert und einen in seiner Liebe hält.

- Dauerhafte sexuelle Leidenschaft: „Leidenschaft und intensive sexuelle Begegnungen sind ein dauerhaftes Merkmal einer Liebesbeziehung, das nicht zwangsläufig mit der Zeit weniger wird oder ganz verschwindet. Hemmungen der Leidenschaftlichkeit und Sexualität in langjährigen Beziehungen sind für gewöhnlich Ausdruck unbewusster Konflikte, die das gesamte Spektrum einer Paarbeziehung betreffen und sich im Laufe einer analytischen Behandlung dramatisch verbessern können.“<sup>62</sup>
- Verlust, Eifersucht und Schutz von Grenzen: „„Wer liebt, lässt los.“ Dieser Ausspruch bezieht sich auf reife Liebe und die Erkenntnis, dass das geliebte Gegenüber ein freier Mensch ist und dass niemand dazu gebracht werden kann, mehr zu lieben, als ihm möglich ist, weder durch Zwang, noch durch das Auslösen von Schuldgefühlen. Es bedeutet, dass man in einer von gegenseitiger Liebe getragenen Beziehung davon ausgehen kann, dass der Partner die Liebe erwidert und sich ebenfalls ernsthaft auf die Beziehung einlässt. Wenn die geliebte Person die Liebe nicht erwidert, so muss dies akzeptiert und die Trauer über das Ende der Beziehung ausgehalten werden. [...] All dies heißt jedoch nicht, dass unter normalen Umständen Aggression nicht eingesetzt werden sollte, um die Grenzen einer Liebesbeziehung vor ‚Eindringlingen‘ zu schützen. Die Fähigkeit zur Eifersucht ist eine normale schützende Funktion, die beim Eintritt in die ödipale Auseinandersetzung erworben wird.“<sup>63</sup>
- Verlust und Trauer: „Der Tod eines geliebten Partners kann selbst unter schmerzlichsten Umständen in eine positive Entwicklung münden. Man erkennt erst nach dem Verlust eines geliebten Menschen dessen Bedeutung in seiner ganzen Tragweite. Doch wie ich in einer früheren Arbeit gezeigt habe [...], führt genau diese schmerzliche Erkenntnis zu einer erhöhten Liebesfähigkeit in einer neuen Partnerschaft. Psychodynamisch geht dies mit Wiedergutmachungsmechanismen und der Erfüllung eines ethi-

<sup>61</sup> Ebd., 277.

<sup>62</sup> Ebd., 279.

<sup>63</sup> Ebd., 281.

schen moralischen Auftrags des Verstorbenen einher, was beides der Erkenntnis der eigenen Grenzen in der verlorenen Beziehung geschuldet ist. Normale Trauer stärkt die Fähigkeit, zu lieben, während natürlich genau diese Liebesfähigkeit den Trauerprozess intensiviert.“<sup>64</sup>

Nach Kernberg helfen diese Merkmale reifer Liebe(sbeziehungen) subtile Anzeichen masochistischer und narzisstischer Störungen zu erkennen, welche häufig Liebesbeziehungen erschweren und Quelle vieler chronischer Einzel- und Paarkonflikte sind. „Die analytische Exploration kann Tiefe und Reichweite einer Liebesbeziehung erhöhen, indem solche ‚blinden Flecken‘ deutlich aufgezeigt und untersucht werden und indem im Zuge dieses Prozesses“<sup>65</sup> diese Störungen allmählich aufgelöst werden und die Liebesfähigkeit weiterentwickelt wird.

Kernberg räumt ein, diese Merkmale reifer Liebesbeziehungen aufgrund seiner jahrzehntelangen psychoanalytischen Praxiserfahrung v. a. mit heterosexuellen Analysanden entwickelt zu haben. Sind sie *mutatis mutandis* auch gültig und als Hintergrundfolie anwendbar für homosexuelle Menschen? Zumindest als Arbeitshypothese legt sich dies nahe, wenn Martin Dannecker Recht hat:

„Bei der Mehrheit der homosexuellen Männer muss ganz im Gegensatz zu der ihnen hartnäckig zugeschriebenen genuinen Promiskuität von der Fähigkeit gesprochen werden, konstante Objektbeziehungen<sup>66</sup> einzugehen und aufrechtzuerhalten, und von einer Fähigkeit zum Eingehen flüchtiger sexueller Kontakte. Auszugehen ist von zwei gleichzeitig vorhandenen Objektbeziehungsmodalitäten. Einerseits gibt es das flüchtige, relativ zufällige Sexualobjekt, das vor allem dazu geeignet sein muss, rasche sexuelle Befriedigung und vermittelt darüber narzisstische Homöostase zu verschaffen (Morgenthaler 1980). Andererseits gibt es das

<sup>64</sup> Ebd., 283.

<sup>65</sup> Ebd., 284.

<sup>66</sup> „Objektbeziehungen“ bedeuten in der Sprache moderner Psychoanalyse grundsätzlich die seelischen Beziehungen eines Menschen (Subjekt) zu anderen Menschen; der Ausdruck bedeutet *per se* keinerlei Degradierung der anderen Menschen zu „Objekten“, wie dies in anderen Sprachspielen, die in der Theologie geläufiger sind, der Fall sein mag.



hochspezifische und einzigartige Objekt ‚fester Freund‘, an das sich dauerhafte sexuelle und zärtliche Interessen heften.“<sup>67</sup>

Es stellt sich ihnen analog zu heterosexuellen Männern und Frauen die Frage, wie sie diese beiden Objektbeziehungsmodalitäten bzw. Fähigkeiten entwickeln und gestalten – und was dies für ihre realen Beziehungen bedeutet. Hier spielen die bewussten und unbewussten, individuellen und soziokulturellen symbolischen Bedeutungen eine zentrale psychodynamische Rolle; Dannecker selbst gibt mit Morgenthaler<sup>68</sup> ein wichtiges Beispiel mit den narzisstischen Bedürfnissen zur Wiederherstellung oder Stärkung eines angegriffenen Selbstwertgefühles durch eine rasche „Eroberung“ und flüchtige sexuelle Befriedigung. Dies ist jedoch offenkundig keine spezifische Besonderheit etwa homosexueller Männer. Als reife sexuelle Beziehungen sind solche flüchtigen Kontakte schwerlich einzuschätzen, sondern v. a. mit inneren Nöten um Selbstwert und Aggression verbunden, die sich ihren körperlichen und zwischenmenschlichen Ausdruck im sexuellen Erleben und Verhalten suchen.

#### 4. Psychosexualität(en) im Kommunikations- und Beziehungsgeschehen von Beratung und Psychotherapie

Für Beratung und Psychotherapie sind neben der feldspezifischen Kompetenz kognitiver Art, des Wissens, in Sachen Psychosexualität besondere Kompetenzen in Kommunikation und Beziehungsgestaltung seitens der Fachperson erforderlich, Können und Haltung in Sachen Kommunikation und Interaktion, damit Beratung und Psychotherapie mit ihren jeweiligen Zielen gelingen kann. Diese Erfordernisse schließen mit den grundsätzlichen kommunikativen Kompetenzen mal mehr implizit, mal mehr explizit ein hohes Maß an elbsterkenntnis und Selbstannahme wie auch emotionaler und verhaltensmäßiger Kompetenz in der Kommunikation ein, welche nicht zuletzt die eigene Sexualität und Geschlechtsidentität der Fachperson angehen. Auch hier bedarf es einer großen Liebe zur Wahrheit (Anna Freud).

<sup>67</sup> M. Dannecker, Art. Homosexualität (s. Anm. 34), 226.

<sup>68</sup> Vgl. F. Morgenthaler, Homosexualität (s. Anm. 40).

## 4.1 Beratung

Beratung Suchende dürfen eine Beraterpersönlichkeit erwarten, die ihnen kompetent und aufrichtig zugewandt begegnet. Die Wirkungsforschung hebt die Persönlichkeit der Beraterin bzw. des Beraters als besonders bedeutsamen Wirkfaktor des Therapie- und Beratungsgeschehens hervor, weshalb Bachmair et al. sehr treffend betonen: „Die Persönlichkeit des Beraters, sein Menschenbild, die Beziehung zwischen Berater und Klienten, sowie die ständige kritische Reflexion der Beraterrolle bilden den Rahmen und die Grundlage für den eigentlichen Beratungsprozess. Diese Grundlagen kommen vor jeder ‚Beratungstechnologie‘.“<sup>69</sup> Tatsächlich kommen die Ratsuchenden im Beratungsgeschehen unvermeidlich und unweigerlich auch mehr oder weniger bewusst mit der Wertewelt und den tragenden Überzeugungen der ‚Professionellen‘ in Kontakt. Diese können sich nicht auf die Rolle allein zurückziehen. Diese Begegnungen sind Momente der Wahrheit – Kostproben der Persönlichkeit und der Haltungen der Beraterinnen und Berater in dem Rahmen, der genau dafür – institutionell und systemisch, aber auch persönlich (s. u.) – bereitgestellt wird. Ihr Menschenbild und entsprechende Werte kommen unvermeidlich ins Spiel. In diesem Sinn ist weltanschauliche Neutralität gar nicht möglich. Stattdessen müssen sie wie das Beziehungsgeschehen kontinuierlich reflektiert werden.

Welches Menschenbild bringen sie in diesen Rahmen – bewusst und unbewusst – auch in Fragen der Sexualität ein? Welche eigenen psychosexuellen Ängste, Erfahrungen und Präferenzen spielen latent in die bewusste Interaktion hinein, auch ganz ohne Worte? Beraterinnen und Berater spüren Sympathien und Antipathien, gesellschaftlichen Druck und Moden, Vorurteilsneigungen und Abwehren. Wie schaffen sie es, diese nicht unkontrolliert (etwa im Sinne einer unbewussten Gegenübertragung, s. u.) dem Beratungsgeschehen „unterzujubeln“ und latent für die Problembearbeitung und Lösungsfindung zu suggerieren? Dies ist gemeint mit dem eher ungeschickten Ausdruck „weltanschaulich neutral“. Dazu gehört, die eigenen unmittelbaren und latenten Empfindungen auch sexueller Art wahrzuneh-

---

<sup>69</sup> S. Bachmair/J. Faber/C. Henning/R. Kolb/W. Willig, *Beraten will gelernt sein. Ein praktisches Lehrbuch für Anfänger und Fortgeschrittene*, Weinheim <sup>2</sup>1999, 13.

men, zu identifizieren und zu reflektieren. Locket oder verstört sie der Anblick oder Geruch des Gegenübers? (Wie) Fühlen sie sich (homo- oder hetero-)erotisch angesprochen, angezogen, abgestoßen? Werden sie unsicher und überspielen sie das? Was gefällt oder misfällt ihnen am Gegenüber? Wie findet sich das im Beziehungsgeschehen, in der eigenen Fähigkeit, sich auf die Ratsuchenden einzulassen, zuzuhören und sich einzufühlen? Die Reflexion solcher Fragen zum eigenen Erleben der Beraterinnen und Berater sind grundlegend für einen (jeden) konstruktiven Beratungsprozess.

Zu den grundlegenden Haltungen von Beraterinnen und Beratern gehört das Vertrauen, dass die Ratsuchenden, die Paare und auch Familien letztlich Experten in eigener Sache sind – und sie dafür neu „befähigt“ oder „befreit“ werden können im Beratungsprozess. Gerard Egan bringt dieses Vertrauen in seinem Lehrbuch „Helfen durch Gespräch“ als Handlungsmaxime für „erfolgreiches Beraten“ so auf den Punkt: „Biete dem Menschen eine Beziehung, in der er sich ganz frei mit seinen Problemen auseinandersetzen kann. Hilf ihm dann, das Problem objektiv zu sehen und die Notwendigkeit zu handeln zu begreifen. Hilf ihm schließlich zu handeln.“<sup>70</sup>

Problematisch ist hier zwar der latente Anspruch, dass die beratende Person beurteilen kann, was es heißt, das Problem „objektiv zu sehen“; oder auch, wann die ratsuchende Person „ganz frei“ ist. Das gilt erst recht in Fragen des sexuellen Erlebens und Verhaltens. Der springende Punkt und die Sinnspitze von Egans Maxime ist jedoch die gemeinte Haltung der Beraterin: Sie schafft durch ihr Beziehungsangebot im Beratungssetting Freiraum dafür, dass die Ratsuchenden sich neu, offener und ehrlicher mit ihren Fragen und Nöten auseinandersetzen. Sie werden frei für neue Perspektiven und Neuentdeckungen. Die Beraterin bedrängt nicht, sondern schafft einen Raum von Vertrauen und Sicherheit für solche Neuentdeckungen. Vielleicht trägt sie auch „nur“ die von Anna Freud gemeinte „Liebe zur Wahrheit“ – die stärker ist als die Angst vor bisher von den Ratsuchenden gemiedenen Wahrheiten. (Vielleicht vertraut sie darin still auch auf das Wirken von Gottes Geist der Freiheit und Liebe inmitten solcher existentieller Suchprozesse.)

<sup>70</sup> G. Egan, *Helfen durch Gespräch*, Weinheim 1986, 12f.

Die Hilfe zum Handeln, von der Egan spricht, kann nicht in Handlungsanweisungen oder anderen konkreten Ratschlägen zur Problemlösung bestehen. Sie kann nur und in besonderer Weise Hilfe sein – auch durch Deutungsangebote<sup>71</sup> –, Neuerkundungen zu versuchen, neuen Einsichten zu vertrauen und neues Handeln zu wagen, das durchaus bis zum nächsten Termin vereinbart werden kann. Um es systemisch zu sagen: Systemische Beratung und Therapie leistet ihrem Selbstverständnis nach weder eine Behandlung der Ursachen noch der Symptome einer problematischen Situation oder Störung, „sondern sie gibt lebenden Systemen Anstöße, die ihnen helfen, neue Muster miteinander zu entwickeln, eine neue Organisationsgestalt anzunehmen, die Wachstum ermöglicht“<sup>72</sup>.

Ubiquitär werden zu Recht für jegliche Form von Beratung drei grundlegende Haltungen oder Grundeinstellungen nach Carl Rogers für das Beziehungs- und Kommunikationsgeschehen rezipiert, eingeübt und eingefordert: Echtheit, Einfühlung (Empathie) und unbedingte Annahme des anderen. Sie sind notwendig, jedoch nicht hinreichend. Rogers und die ihm folgende Gesprächspsychotherapie sind aufgrund ihres Menschenbildes zwar der Auffassung, dass wegen einer organismischen seelischen Tendenz zur Selbst-Aktualisierung keine Deutungen über die (nötigen) spiegelnden Verbalisierungen der Gefühle, Wünsche und Interessen der Ratsuchenden hinaus nötig, ja zulässig sind.

Mit Wolfgang Loch würde ich mich aus psychoanalytischer und (implizit) theologisch-anthropologischer Sicht dem nicht anschließen, sondern für einen autonomen Verhaltenswandel der Ratsuchenden kompetente Deutungsangebote zur rechten Zeit (auch hier ist die Beachtung des Beratungsprozesses entscheidend) als notwendig betrachten:

„Wird nämlich überhaupt nicht im skizzierten Sinne, zumindest gelegentlich, gedeutet, interpretiert, dann lasse ich meinen Nächsten [*sc.* die Ratsuchenden; KB], mein Gegenüber, meinen Klienten als Mensch, als Subjekt und als Ich unterbestimmt, denn ich erkläre ihm nicht bzw. lasse ihn nicht selbst diese Erklä-

<sup>71</sup> Vgl. W. Loch, *Psychoanalytische Perspektiven*, Stuttgart 1986, 151–165, 159.

<sup>72</sup> A. von Schlippe/J. Schweitzer, *Lehrbuch der systemischen Therapie und Beratung*, Göttingen <sup>10</sup>2007, 93.

nung finden, von der ich annehmen muß, daß sie sein Verhalten begründbar macht. Denn nur dann ist supponiert, daß er eine kritische Vernunft, ein reflektiertes Selbstverständnis und also Verantwortlichkeit besitzt, besitzen kann<sup>73</sup>.

Damit verbunden ist die weitere (vierte) erforderliche Haltung oder Einstellung, nämlich den Ratsuchenden gegenüber eine *begründete* Hoffnung auf einen ihnen möglichen Neuanfang zu haben, ohne jedoch *eigene* Wünsche an die Ratsuchenden zu haben.<sup>74</sup>

Jede dieser (drei bzw. vier) Haltungen der Fachperson kann in der Beratung in der Begegnung mit Ratsuchenden und ihrer „Ausstrahlung“ wie auch in ihrem Anvertrauen ihrer Situation psychosexuell herausgefordert werden. Das Beratungssetting und das Vertrauen der Ratsuchenden schafft eine besondere Beziehung zwischenmenschlicher Intimität, in der sie sich (auch) verletzt, bedürftig oder schwach zeigen. Sie machen sich im Vertrauen, – von der Professionalität der Beraterin bzw. des Beraters her garantiert – in Sicherheit zu sein, auch verletzbar und ein gutes Stück wehrlos. Darin können in beiden – Ratsuchenden wie Beraterinnen und Beratern – emotional und körperlich wie selbstverständlich auch erotische bzw. sexuelle Saiten zum Klingen gebracht werden. Die Beraterin bzw. der Berater darf dieses eigene Erleben nicht ignorieren und übergehen, sondern muss es akzeptierend reflektieren können und entscheiden, was es für das Beratungsgeschehen bedeutet und wie sie damit für das Erreichen der Beratungsziele umgehen.

Genau diese sicher-gesicherte intime Beziehungsqualität ist es jedenfalls, die Egan meint, in der Ratsuchende sich „ganz frei“ mit ihren Problemen auseinander setzen können, ohne auf der Hut vor Angriffen oder Missfallensbekundungen oder anderen körperlichen und seelischen Übergriffen und Manipulationen seitens der Beraterin bzw. des Beraters sein zu müssen. Dafür müssen Beraterinnen und Berater ihrerseits der Sache nach ganz ähnlich das gewährleisten, was in der Psychoanalyse mit der *Abstinenzregel* (s. u.) zur Sicherung der Voraussetzungen der Psychotherapie gemeint ist. Sind sie dazu auch mit Hilfe geeigneter Supervision

<sup>73</sup> W. Loch, Psychoanalytische Perspektiven (s. Anm. 71), 159.

<sup>74</sup> Vgl. ebd., 159–164.

nicht fähig, gehört es zur Professionalität und Echtheit, die Ratsuchenden an eine geeignetere Beratungsperson weiterzuleiten und diese Erfahrung für sich selbst für eine tiefere Selbstexploration zu nutzen.

## 4.2 Psychotherapie

Die Bedeutung der Behandlungsbeziehung wird in allen psychotherapeutischen Richtungen und auch in psychosozialen Beratungen als wichtig, ja als wesentlicher Wirkfaktor angesehen, zu dem besonders die Fachperson mit ihrer Beziehungsgestaltung beiträgt. Weitgehend unbewusst determinierte und verlaufende Dynamiken darin werden allerdings nur in psychoanalytischen und tiefenpsychologisch fundierten Psychotherapieverfahren systematisch reflektiert und bearbeitet. Dies ist intrinsisch verknüpft mit ihren Erkenntnissen und Annahmen über die lebensgeschichtliche, entwicklungspsychologische und psychodynamische Bedeutung der menschlichen Sexualität als Psychosexualität.

Psychosexuelle Dynamiken sind weit ausdrücklicher als in Beratungsprozessen Gegenstand in Psychotherapien; das gilt in den meisten Fällen selbst für Paarberatungen. Fragen der Geschlechtsidentität, gelingender Partnerschaft auch in sexueller Beziehung, Enttäuschungen und Frustrationen, des Umgangs mit eigenen sexuellen Impulsen, der Akzeptanz des eigenen Körpers und der eigenen Geschlechtlichkeit, der Suche nach einem Partner bzw. einer Partnerin u. v. a. m. kommen auch mit ihren unbewussten Tiefen in vielen Psychotherapien ins Spiel, selbst wenn sie beim gemeinsamen Schließen des Kontraktes und der Besprechung und Klärung der Behandlungsziele noch nicht expliziert wurden. Geradezu notwendig sind sie Teil von psychoanalytischen Psychotherapien mit ihrer besonderen Sensibilität und Ernstnahme der Sexualität in der psychosomatischen Ganzheit und ihrer (oft unbewussten) Bedeutung für das Seelen- und Zusammenleben der Menschen.

Im psychotherapeutischen Prozess sind solche Fragen besonders Gegenstand in der „mittleren Phase“, in der ein tieferes Verstehen kommuniziert wird, etwa in Deutungen, in der Störungen der Kommunikation (Widerstände) bearbeitet werden wie sich auch Übertragungen und Gegenübertragungen bilden und für die Therapie

nutzbar gemacht werden (sollten).<sup>75</sup> Dieser Prozess und in ihm die Bearbeitung psychosexueller Dynamiken erfordern jedoch einen besonderen, verlässlichen therapeutischen Rahmen und Schutz, wie ihn die Psychoanalyse zur Verfügung stellt.<sup>76</sup>

Die Abstinenzregel der Psychoanalyse ist eine Übersetzung der ersten ärztlichen *Maxime primum nil nocere* – zuerst den Patienten nicht schaden.<sup>77</sup> Sie betrifft als Folge der sog. „Grundregel“ beide Seiten, in der psychoanalytischen (bzw. psychotherapeutischen) Arbeit zu sprechen, aber nicht (anders) zu handeln. Es soll ausgeschlossen werden, dass sie einander in und aufgrund der Behandlungssituation zur Befriedigung ihrer Beziehungswünsche gebrauchen.<sup>78</sup> Sie schließt ein besonders vertieftes grenzachtendes Verhalten ein. Die Berufsethik der Deutschen Psychoanalytischen Vereinigung (DPV) formuliert die Abstinenzregel 2006 so:

„Psychoanalytische Tätigkeit bedarf einer Kompetenz zur gesicherten Einhaltung mit Disziplin und Abstinenz in allen sprachlichen und körperlichen Äußerungen. Verbale Angriffe (z. B. taktlose und kränkend-entwertende Äußerungen) beschädigen die psychoanalytische Arbeit eben o wie körperliche Übergriffe. Psychoanalytiker sind deshalb verpflichtet, ihre Kompetenz und ihre persönliche Autorität nicht zur Befriedigung eigener, narzisstischer, erotischer oder aggressiver Bedürfnisse zu missbrauchen. Die Verpflichtung zur Abstinenz gilt auch über die Beendigung der analytischen Arbeitsbeziehung hinaus.“<sup>79</sup>

Nur solche Abstinenz *in* und in Verbindung *mit* den o.g. genannten Grundeinstellungen in der Beziehung zur Klientin bzw. dem Patienten kann den Rahmen der Therapie<sup>80</sup> und den von Egan<sup>81</sup> gemeinten interpsychischen Raum sichern, in dem sie sich frei mit ihren eige-

<sup>75</sup> Vgl. I. B. Weiner, *Principles of Psychotherapy*, New York 1975.

<sup>76</sup> Vgl. E. Krejci, *Vertiefung in die Oberfläche. Ausgewählte Schriften*, Gießen 2015, 97–115.

<sup>77</sup> Vgl. ebd., 118.

<sup>78</sup> Vgl. J. Körner, *Abstinenz*, in: W. Mertens/B. Waldvogel (Hrsg.), *Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe*, Stuttgart 2002, 1–5.

<sup>79</sup> S. Zivettler-Otte (Hrsg.), *Entgleisungen in der Psychoanalyse. Berufsethische Probleme*, Göttingen 2007, 187–194, 189f.

<sup>80</sup> Vgl. E. Krejci, *Vertiefung* (s. Anm. 76), 97–115.

<sup>81</sup> Vgl. G. Egan, *Helfen durch Gespräch* (s. Anm. 70).

nen Problemen, mit sich, ihrem Erleben und Verhalten vertiefend auseinandersetzen können. Der Rahmen ermöglicht in einem psychodynamischen Verständnis dieses Geschehens das Auftreten und Deutlich-Werden unbewusster Beziehungs- und Verhaltensphantasien, die nur in dem besonderen, durch die Abstinenzregel gesicherten Rahmen „objektivierbar“ werden, weil der Therapeutin bzw. der Therapeut nicht in sie verstrickt wird.<sup>82</sup> Das Gewähr-Werden- und Erkennen-Können eigener unbewusster Übertragungsgefühle und -Phantasien, die in der psychotherapeutischen Situation manifest werden, gedeutet und durchgearbeitet werden können, erfordert als Voraussetzung seitens der Therapeutin bzw. des Therapeuten die Fähigkeit (das Können und die Haltung) und die kontinuierliche Arbeit, in gleichschwebender Aufmerksamkeit sich in das Gegenüber einzufühlen, gleichzeitig das eigene emotionale und körperliche Erleben im Sinne der Gegenübertragung wahrzunehmen und zu erkennen und dadurch für das Verstehen der unbewussten Psychodynamik des Therapiegeschehens zwischen beiden nutzbar zu machen.

„Das Konzept ‚Gegenübertragung‘ betont den unbewußten Anteil der Interaktionen zwischen dem Analytiker und seinem Analysanden“<sup>83</sup>, in denen er unmittelbar auf die Übertragungen bzw. auf die ganze Person des Analysanden reagiert. Wie Übertragungen manifestieren sich Gegenübertragungen „in Phantasien, Stimmungen, Impulsen, Verhaltensweisen, Einstellungen und anderen psychischen Phänomenen“<sup>84</sup>. Diese können sehr aufschlussreich und nützlich für das Verstehen des Gegenübers und seiner Übertragung sein. Sie können aber auch defensiver Art sein, „mit denen die Übertragung bzw. die Wahrnehmung der Gegenübertragung abgewehrt wird; dann spricht man von Gegenübertragungswiderstand“<sup>85</sup>, der unbewusst auch dem Gegenüber kommuniziert und von ihm bzw. ihr unbewusst auch aufgenommen wird. Wichtige und möglicherweise wesentliche Aspekte der therapeutischen Interaktion werden bzw. bleiben dann für das Gelingen der Therapie ausgeschlossen. Pa-

<sup>82</sup> Vgl. E. Krejci, Vertiefung (s. Anm. 76), 117–139.

<sup>83</sup> M. Ermann, Gegenübertragung, in: W. Mertens/B. Waldvogel (Hrsg.), Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe, Stuttgart 2002, 226–232, 226.

<sup>84</sup> Ebd., 227.

<sup>85</sup> Ebd.



tientinnen und Patienten scheinen ihrerseits zumindest z. T. ein unbewusstes Gespür dafür zu haben, wofür ihre Therapeutin bzw. ihr Therapeut „bereit“, ansprechbar und kompetent ist – und auch, wofür nicht, d. h. was aus ihrem Unbewussten „hier“ (noch) nicht in die bewusste Kommunikation gelangen kann (weil der Gegenübertragungswiderstand wirksam dagegen steht).

Es ist deutlich: Abstinenzregel wie (Gegen-)Übertragungsanalyse erfordern seitens der Psychotherapeutin bzw. des Psychotherapeuten eine vertiefte Kenntnis und Selbstannahme im Verspüren der eigenen Bedürfnisse und Begehren nach Anerkennung und Macht, nach erotischer Befriedigung und nach Stillung aggressiver Regungen. Solches annehmendes Selbsterkennen ist Voraussetzung dafür, die eigenen Bedürfnisse und Begehren weder bewusst noch unbewusst in der therapeutischen Beziehung auf Kosten des Analysanden zu befriedigen: etwa im möglichsten Erregen und (schwelgenden) Genießen von Bewunderung durch die Patientin und in Allmachts- und Überlegenheitsphantasien gegenüber bzw. mit Bezug auf den Patienten; in besonderer (voyeuristischer) Neugier auf die erotischen Phantasien und Verhaltensweisen der Patienten, seien sie hetero- oder homosexuell; in Ungeduld oder aggressiver Abwehr eigenen Unbehagens gegenüber den psychosexuellen Verhaltensweisen, Nöten und Freuden der Analysanden. Jedes solche nicht-abstinente Verhalten schadet der Therapie und v. a. den Ratsuchenden bzw. Patientinnen und Patienten, auch wenn es nicht zu grenzverletzendem (übergriffigem) äußeren Verhalten kommt.

Supervision und Intervision bzw. Balintgruppen sind darum wirksame, letztlich unverzichtbare Maßnahmen der Therapeutinnen und Therapeuten, sich diesbezüglich nicht zu überschätzen. Denn jede Psychotherapie ist anders. Jede Psychotherapie wird zu neuen Selbsterfahrungen auch für die Therapeutinnen und Therapeuten, die in der Beziehung zu ihren Patientinnen und Patienten sich auch psychosexuell neu bzw. tiefer kennen lernen können, unbewusste Seiten, die von ihren Patientinnen und Patienten mehr und anders als bisher unbewusst angesprochen werden: eigene hetero-, bi- oder homosexuelle Wünsche und Ängste; eigene Unsicherheiten in der Männlichkeit oder Weiblichkeit; Phantasien über eigenes ungewöhnliches sexuelles Begehren und Verhalten, aggressiv, unterwürfig, polymorph. Die Selbstanalyse im Horizont des delphischen „Erkenne dich selbst“ ist nie abgeschlossen – und verdankt sich *auch*

dem „Du“ des Gegenübers in Beratung bzw. Therapie. Die Liebe zur Wahrheit erhält stets neue Nahrung, wo sie nicht narzisstisch-selbstgefällig im Dienst unbewusster Allmachtsphantasien betäubt wird, und wird tiefer, demütiger und dankbarer auch gerade gegenüber den Menschen, die sich in Therapie und Beratung mit ihren Fragen und Nöten anvertrauen.

## 5. Abschließende moraltheologische Überlegungen

Die vorangehenden Ausführungen über Sexualität(en) und Geschlechtsidentität(en) im Kontext von Beratung und Psychotherapie haben nicht den Anspruch, spezifische psychosexuelle Probleme gar kasuistisch anzugehen. Vielmehr sollten sie einigermaßen sowohl feldspezifische wie feldunspezifische (kommunikative und interaktionale) Aspekte von Beratung und Psychotherapie mit Blick auf Sexualität(en) und Geschlechtsidentität(en) skizzieren, durchaus selbst bewegt von Anna Freuds Antwort an John: „Du musst eine große Liebe zur Wahrheit haben.“ *Dieser* Liebe zur Wahrheit ist die Wirklichkeit insbesondere der *conditio humana* bei sich und anderen wichtiger als etwa eine automatisch urteilende, verabsolutierte normative Idee, der alle ungeachtet ihrer Entwicklungsschicksale in Leibes- und Beziehungserfahrungen entsprechen müssten, zumal mit Fokus auf ihr sexuelles Erleben und Verhalten. Dass diese Liebe zur Wahrheit der „Wirklichkeit“ tatsächlich in hohem Maße ethische Erfordernisse sieht und mit Verantwortung umzusetzen versucht, sollte an verschiedenen Stellen ausdrücklich und insgesamt auch zwischen den Zeilen deutlich geworden sein.

Moraltheologie bzw. theologische Ethik kann – mit Wilhelm Korff<sup>66</sup> gesprochen – dreierlei Schwerpunkte setzen, in denen sie sich besonders artikuliert: *systematisch-grundlegungsorientiert*, häufig verbunden mit wichtigen begründungstheoretischen Metareflexionen; *kasuistisch-anwendungsorientiert*, mit Blick auf die Entsprechung zu ethischen Normen und deren Anwendbarkeit; *spirituell-entfaltungsorientiert*, mit dem Anliegen und den Fragen nach dem Gelingen menschlicher Existenz und Biographien. Letzteres ist ohne Zögern

<sup>66</sup> Vgl. W. Korff, Art. Ethik, in: Lexikon für Theologie und Kirche 3 (1995) 912–923.

als zentrales ethisches Anliegen beraterischer und psychotherapeutischer Arbeit erkennbar. Sie zielen mit ihren Methoden auf „gutes Leben“, auf das bessere Gelingen und Entlastung in belastend-belasteten Lebenssituationen der Ratsuchenden, individuell, als Paar oder Familie. Unbestreitbar spielt dabei das zugrunde liegende Menschenbild eine große Rolle; es kann in konstruktiver und produktiver Wechselwirkung mit grundlegungsorientierten Fragen stehen. In Fragen der Sexualität(en) und Geschlechtsidentität(en) wird eine v. a. kasuistisch-anwendungsorientierte klassische katholische Sexualmoral mit der normativen Bewertung von Einzelhandlungen auch weiterhin Schwierigkeiten mit der Abstinenz von ihr entsprechenden direkten moralischen Beurteilungen in der Psychotherapie haben. Aber auch hier sind konstruktive Wechselwirkungen gut möglich. Dieser auf Einzelhandlungen konzentrierten normativen Sexualmoral (selbst wo sie das klassische Lehrstück von den Umständen der Handlung beachtet<sup>87</sup>) gegenüber kommt nicht nur das bereits genannte Prinzip zum Tragen: Die Wirklichkeit ist wichtiger als die Idee (vgl. EG 231).

Zwei weitere der vier Prinzipien von Papst Franziskus laden ein (E. Gillen nennt sie programmatisch „die Papst Franziskus Formel“<sup>88</sup>), die Differenzen, Spannungen und Konflikte ohne Spaltung und gegenseitige Abwertung auszuhalten: „Die Einheit steht über dem Konflikt“ (EG 228) in Verbindung mit „Das Ganze ist dem Teil übergeordnet“ (EG 234). Unschwer lässt sich letzteres für den *Teil* der Sexualmoral im *Ganzen* der menschlichen wie christlichen Existenz lesen, wie Papst Franziskus dieses Prinzip erläutert: „Man darf sich also nicht zu sehr in Fragen verbeißen, die begrenzte Sondersituationen betreffen, sondern muss immer den Blick ausweiten, um ein größeres Gut zu erkennen, das uns allen Nutzen bringt.“ (EG 235) Die *Einheit* besteht hingegen im unbestritten gemeinsamen Anliegen des Gelingens der menschlichen Existenz und des Miteinanders der Menschen, nicht zuletzt in ihren intimen Beziehungen. Die gegenseitige Anerkennung in diesem Anliegen macht

---

<sup>87</sup> Vgl. J. Gründel, Die Lehre von den Umständen der menschlichen Handlung im Mittelalter, Münster 1963; T. Nisters, Akzidentien der Praxis. Thomas von Aquins Lehre von den Umständen menschlichen Handelns, Freiburg i. Br./München 1992; K. Baumann, Das Unbewusste in der Freiheit (s. Anm. 6).

<sup>88</sup> E. Gillen, Gesund geführt im Krankenhaus. Die Papst Franziskus Formel, Berlin/Münster/Wien/Zürich/London 2016.

dann möglicherweise auch bei konfligierenden Einschätzungen gegenseitig mehr lernbereit, insbesondere aber auch die klassische Sexualmoral gegenüber den Erkenntnissen und dem besonderen Erfahrungswissen von Beratung und Psychotherapie (die nicht zuletzt selbst im Dienst der Kirche und ihrer Caritas gewonnen werden!). Solche Lernbereitschaft im Dienst eines reiferen Glaubenslebens lag dem II. Vatikanischen Konzil ausdrücklich am Herzen (vgl. *Gaudium et spes* [GS] 62)<sup>89</sup>.

Im Blick auf dieses Lernen kommt die Prozesshaftigkeit in den Blick, die auch für jedes Beratungs- und Psychotherapiegeschehen zentral ist. Sie ist Gegenstand des ersten und wichtigsten der vier Prinzipien. Seine Formulierung in *Evangelii gaudium* lautet: „Die Zeit ist mehr wert als der Raum“ (vgl. EG 222–225) – es ist nach Papst Franziskus wichtiger „*Prozesse in Gang zu setzen anstatt Räume zu besitzen*“ (EG 223, Hervorhebung im Text). Beratung und besonders Psychotherapie sind Beispiele *par excellence*, wie der „Raum“ und „Rahmen“ ganz dem Prozess, der Entwicklung, der Heilung dienen – und nicht umgekehrt herrschende Rahmenbedingungen und Räume der Macht (und Ohnmacht) und des leidverursachenden *status quo* gesichert werden sollen. Möglicherweise kann die klassische Sexualmoral von dieser Entwicklungsperspektive auch in Sachen menschlicher Sexualität einen Lernprozess in ihrem Normsystem zulassen, der davon abrückt, es gebe *keine parvitas materiae in sexto*. Möglicherweise wird die angekündigte Weltbischofssynode 2018 zur Jugend dies – nicht nur in einer Fußnote – ansprechen und revidieren.

Papst Benedikt XVI. sprach in seinen Ausführungen über Eros und Agape in seiner Enzyklika *Deus caritas est* „überraschenderweise“, im Grunde „gut tugendethisch“ und „spirituell-entfaltungsorientiert“, mit keinem Wort ausdrücklich von Sünde.<sup>90</sup> Wichtiger als ein solcher normativer Diskurs war ihm das Ganze: „So wird es

<sup>89</sup> Vgl. 2. Vatikanisches Konzil, Pastoralkonstitution *Gaudium et spes*; K. Baumann, Der Beitrag der Sozial- und Humanwissenschaften zu Glaube und Kirche (I) und (II). Ein „Nebenthema“ des Zweiten Vatikanischen Konzils, in: Schweizerische Kirchenzeitung 182 (2014) I: H. 20, 284–287; II: H. 21, 307–309.

<sup>90</sup> Vgl. K. Baumann, „Liebe ist möglich ...“ (Dce 39). Zur anthropologischen Dimension der Enzyklika „*Deus caritas est*“, in: P. Klasvogt/H. Pompey (Hrsg.), Liebe bewegt ... und verändert die Welt. Programmansage für eine Kirche, die liebt. Eine Antwort auf die Enzyklika Papst Benedikts XVI. „*Deus caritas est*“, Paderborn 2008, 67–84.

wohl unsere allererste Aufgabe sein, den lebendigen Gott wieder in unserem Leben und in unserer Zeit und Gesellschaft neu zu entdecken.<sup>91</sup> Dann wird sich auch auf neue Weise die zentrale moraltheologische Frage freier angehen lassen, was das „Wirklichkeits-, Welt- und Menschenverständnis des christlichen Glaubens“<sup>92</sup> für die (begrenzte) Gestaltungsoffenheit menschlichen Daseins und insbesondere der mehrfach determinierten menschlichen Sexualität bedeutet. Auch die Moraltheologie und ihre Sexualethik hat (besonders im Licht der genannten vier Prinzipien) Anteil an der Aufgabe des Begleitens, Unterscheidens und Integrierens.<sup>93</sup> So wird katholische Sexualmoral noch mehr Teil einer Moraltheologie als „systematische[r] Entfaltung des menschlichen Lebensvollzugs, der an der Botschaft der Befreiung zur Liebe ausgerichtet ist, wie sie in den Worten, Taten und Zeichen Jesu anschaulich geworden ist. Die entscheidende Konsequenz dieser Auslegung für das Handeln liegt darin, dass sie den anderen in die Position des von Gott geliebten Nächsten hineinstellt“<sup>94</sup>. Dann ist auch nicht nötig zu unterstreichen: Diese Position des von Gott geliebten Nächsten hängt nicht davon ab, welcher Geschlechtsidentität oder sexuellen Orientierung er oder sie ist.

---

<sup>91</sup> *Benedikt XVI.*, Predigt in der Ökumenischen Vesper im Dom zu Regensburg, in: Apostolische Reise Seiner Heiligkeit Papst Benedikt XVI. nach München, Altötting und Regensburg 9. bis 14. September 2006 (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 174), Bonn 2006, 89 (nachdem er zuvor davon sprach, dass dem modernen Bewusstsein „Sünde“ fremd geworden sei).

<sup>92</sup> *K. Hilpert*, Art. Moraltheologie, in: Lexikon für Theologie und Kirche 3 (1998) 462–467, 462.

<sup>93</sup> Vgl. *Franziskus*, Nachsynodales Schreiben *Amoris laetitia*. Über die Liebe in der Familie (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 204), r. 291–312.

<sup>94</sup> *K. Hilpert*, Moraltheologie (s. Anm. 92), 462.